

Was Wachstum überwuchert

Von meinem Fenster aus sehe ich auf Berghänge, die vor einigen Jahren noch Wald waren. Dann kam der Borkenkäfer. Die Fichten wurden geschlagen, die Hänge lagen kahl da. Eine vertraute Ordnung war verschwunden. Was übrig blieb, sah zunächst nicht nach Natur aus, sondern nach Verlust.

Inzwischen sind die Hänge nicht mehr kahl. Sie sind aber auch noch kein neuer Wald. Sie befinden sich in einem Zwischenzustand. Himbeeren, Brombeeren, Blaubeeren, Besenginster, junge Birken, Gräser, Kräuter und Pilze haben die offenen Flächen besetzt. Im Sommer fahre ich mit dem Fahrrad hinauf und pflücke Beeren. Im Herbst suche ich dort besondere Pilze. Was zuerst wie eine Verwundung aussah, wird wieder verstehbar als Anfang.

Diese Pioniervegetation ist noch keine vollendete Kultivierung. Bei vielen Flächen steht die Frage aus, welcher Wald dort künftig wachsen soll. Aber die erste Antwort der Natur auf den Schaden ist nicht Planung, sondern Bewuchs. Der Boden bleibt nicht nackt. Leben hält ihn fest, schützt ihn vor Erosion, schafft Schatten, lockt Insekten an, bereitet neue Übergänge vor. Pioniervegetation ist nicht der neue Wald. Aber ohne sie hätte der neue Wald keinen Boden.

Daneben steht ein zweites Bild: die Magerwiese. Sie ist keine arme Wiese, sondern eine artenreiche Wiese. Ihre Vielfalt entsteht nicht durch maximale Düngung. Gerade zu viel Nährstoff macht sie arm. Dann setzen sich wenige stark wachsende Arten durch, nehmen Licht, Raum und Luft und verdrängen die kleineren, langsameren, empfindlicheren Pflanzen. Die Magerwiese braucht Pflege, aber keine Überfütterung. Sie lebt davon, dass Dominanz begrenzt bleibt.

Beide Bilder führen mitten in die Politik.

Die Pioniervegetation fragt: Was wächst in beschädigten Räumen zuerst wieder auf?

Die Magerwiese fragt: Was wird überwuchert, wenn Wachstum zu stark wird?

Damit verändert sich der Blick auf unsere Innenstädte. Manche Stadtzentren haben ihre alte Kleinteiligkeit noch bewahrt: Cafés, Apotheken, Buchläden, Handwerk, Markt, Verwaltung, Gastronomie, zufällige Begegnungen, Namen und Gesichter. Andere Innenstädte haben eine lange Erosion hinter sich. Geschäfte wanderten auf die grüne Wiese, Kaufkraft folgte großen Parkplätzen, später kam der Onlinehandel hinzu. Alte Läden fanden keine Nachfolger. Apotheken schlossen. Leerstand entstand. Billigketten, Spielhallen, Kettenbäcker und austauschbare Nutzungen besetzten die Lücken.

Und dann erscheinen neue Läden: ein türkisches Café, ein arabischer Barbier, ein polnischer Supermarkt, ein afrikanischer Lebensmittelladen, ein Gemüsehändler, eine kleine Änderungsschneiderei. Man kann sie oberflächlich als Zeichen eines veränderten Stadtbildes lesen. Man kann sich über Fremdheit, Sprache, Schaufenster und Gerüche beunruhigen. Aber diese Lesart verwechselt oft Ursache und Antwort.

Häufig sind diese Läden nicht der Schaden. Sie sind die Pioniervegetation nach dem Schaden. Sie besetzen Räume, die andere aufgegeben haben. Sie bedienen eine Kundschaft, die tatsächlich da ist. Sie gründen, mieten, arbeiten, riskieren etwas. Sie bringen neue Waren, neue Netzwerke, neue soziale Räume. Das türkische Café neben dem alteingesessenen Café ist kein Verlust, sondern ein Gewinn, wenn beide Teil einer gemeinsamen Stadtgeschichte werden können.

Problematisch wird es nicht dort, wo migrantische Sichtbarkeit entsteht. Problematisch wird es dort, wo Sichtbarkeit nicht in Beziehung übergeht. Dann bleibt ein Nebeneinander ohne Stadtgewebe. Dann entstehen abgekoppelte Nischen, schlechte Schulen, Angstzonen, Stigmatisierung, fehlende Aufstiegsfade. Aber eine Nische ist nicht schon deshalb schlecht, weil sie eigen ist. Sie wird gefährlich, wenn sie abgeschnitten bleibt.

Integration heißt deshalb nicht, dass das vermeintlich Eigentliche das Fremde aufsaugt. Eine plurale Gesellschaft entsteht nicht dadurch, dass alle Eigenarten verschwinden. Sie entsteht, wenn unterschiedliche Eigenarten im gemeinsamen Raum Wurzeln schlagen und Anschluss finden. Eine migrantisch geprägte Straße kann ein Defizitraum sein. Sie kann aber auch eine produktive Nische werden: mit eigenen Betrieben, eigenen Qualitätsmaßstäben, eigenen Bildungsenergien, eigenen Wegen in die Stadt.

Hier führt das Naturbild weiter. Eine Magerwiese ist nicht ungepflegt. Sie ist gepflegt anders. Würde man sie einfach wachsen lassen, verbuschte sie. Würde man sie stark düngen, verarmte sie. Würde man sie zu früh und zu oft mähen, verlöre sie Blüten, Insekten und Samen. Vielfalt entsteht nicht durch Nichtstun, sondern durch eine aufmerksame Begrenzung der stärksten Kräfte.

Das ist die politische Zumutung dieses Bildes: Wachstum ist nicht automatisch gut für Vielfalt.

Natürlich braucht eine Gesellschaft Wachstum. Sie braucht Wohnungen, Energie, Infrastruktur, Schulen, Digitalisierung, funktionierende Betriebe, wirtschaftliche Kraft. Nach Krisen braucht sie manchmal sogar schnelles Wachstum. Dann werden Verfahren beschleunigt, Mittel gebündelt, Standards gesetzt, Programme aufgelegt, große Akteure mobilisiert. Das kann notwendig sein.

Aber es hat einen Preis. Schnelles Wachstum bevorzugt fast immer Starkverwerter: große Unternehmen, große Verwaltungen, große Träger, große Investoren, große Plattformen. Sie können Anträge schreiben, Kapital bewegen, Personal organisieren, Skalierung leisten, Vorgaben erfüllen. Kleine Initiativen, eigensinnige Betriebe, lokale Eigenarten, Vereine, Nachbarschaften, junge Gründer, alte Läden, fragile Milieus und langsam gewachsenes Vertrauen geraten dabei leicht ins Hintertreffen.

Eine Gesellschaft kann also wachsen und zugleich ärmer werden.

Sie wird nicht unbedingt ärmer an Geld, Gebäuden, Programmen oder Kennziffern. Aber sie kann ärmer werden an Übergängen, Nachfolgen, Beziehungen, lokalen Gesichtern, kleinen Öffentlichkeiten, Vertrauen, Erfahrungswissen und Eigenart. Sie gewinnt Tempo und verliert Resonanz. Sie gewinnt Fläche und verliert Körnung. Sie gewinnt Ertrag und verliert Arten.

Das ist der Punkt, an dem Pluralität und schnelles Wachstum in Spannung geraten.

Pluralität braucht Zeit. Sie braucht kleine Räume. Sie braucht ungleichzeitige Entwicklungen. Sie braucht die Möglichkeit, dass etwas nicht sofort skaliert, nicht sofort perfekt verwertet, nicht sofort in eine große Ordnung eingepasst wird. Pluralität lebt von Eigenarten, die zunächst klein, schräg, langsam, verletzlich oder lokal sind. Wachstum dagegen liebt Größe, Bündelung, Beschleunigung und Wiederholbarkeit. Es sucht das, was sich übertragen, standardisieren und vermehren lässt.

Beides ist nicht einfach Gegnerschaft. Aber beides ist auch nicht dasselbe.

Eine resiliente Gesellschaft darf deshalb Wachstum nicht nur daran messen, wie viel mehr entsteht. Sie muss fragen, was dabei verschwindet. Welche Läden schließen? Welche Vereine finden keinen Nachwuchs? Welche Berufe verlieren ihre Würde? Welche Stadtteile kippen? Welche Schulen

werden abgehängt? Welche kleinen Träger geben auf? Welche Nachbarschaften werden durch Verdrängung zerstört? Welche alten und neuen Nischen finden keinen Anschluss mehr?

Resilienz entsteht nicht durch maximales Wachstum. Resilienz entsteht durch vielfältig verwurzeltes Wachstum.

Das ist etwas anderes als Wachstumskritik aus Gewohnheit. Es ist kein Plädoyer für Stillstand. Auch eine Magerwiese wächst. Auch Pioniervegetation wächst. Auch ein neuer Wald wächst. Die Frage ist nicht, ob Wachstum stattfindet. Die Frage ist, welche Form von Wachstum den Raum so besetzt, dass anderes Leben noch erscheinen kann.

Hannah Arendt hilft, diesen Gedanken politisch zu schärfen. Politik beginnt für sie dort, wo Verschiedene im gemeinsamen Raum erscheinen, sprechen und handeln können. Wenn aber gesellschaftliche Räume nur noch nach Effizienz, Größe, Tempo und Verwertbarkeit geordnet werden, schrumpft dieser Erscheinungsraum. Dann bleibt zwar Aktivität, aber weniger Welt. Dann wird viel produziert, aber weniger begegnet. Dann wird viel entschieden, aber weniger geteilt.

Darum ist Pluralität kein Schmuckwert liberaler Gesellschaften. Sie ist eine Bedingung ihrer Stabilität. Eine Gesellschaft, in der viele unterschiedliche Orte, Milieus, Betriebe, Schulen, Vereine, religiöse Räume, kulturelle Gruppen und Nachbarschaften tragfähig verbunden sind, bricht nicht so leicht. Sie hat Reserven. Sie hat Seitenwege. Sie hat Menschen, die einander kennen. Sie hat Alternativen, wenn eine Struktur ausfällt. Sie hat mehr als einen Mittelpunkt.

Monokulturen sehen oft stark aus, solange die Bedingungen stabil bleiben. Sie sind übersichtlich, leistungsfähig und gut zu bewirtschaften. Aber wenn der Schädling kommt, der Sturm, die Trockenheit, die politische Krise, die ökonomische Verschiebung, dann zeigt sich ihre Schwäche. Was vorher effizient war, wird plötzlich verletzlich.

Vielleicht müssen wir deshalb den Wachstumsbegriff selbst politisch befragen. Nicht jedes Wachstum stärkt das Gemeinsame. Manche Formen von Wachstum überwuchern genau das, wovon eine Gesellschaft später leben muss: Vertrauen, Vielfalt, Nachbarschaft, Anschlussfähigkeit, lokale Erfahrung, kleine Verantwortung, öffentliche Räume.

Wenn in einer Krise schnelles Wachstum nötig ist, dann darf man den Preis nicht verschweigen. Dann muss man sagen: Wir bündeln jetzt. Wir beschleunigen jetzt. Wir standardisieren jetzt. Aber wir wissen, dass dadurch Pluralität unter Druck gerät. Und wir brauchen danach eine Rückkehrstrategie: Wie öffnen wir wieder Räume? Wie stärken wir kleine Akteure? Wie ermöglichen wir Nachfolge? Wie pflegen wir Vertrauen? Wie verhindern wir, dass aus der Ausnahme eine dauerhafte Monokultur wird?

Eine politische Kultur, die nur Wachstum fordert, ohne nach dem Überwucherten zu fragen, wird blind für ihre eigenen Grundlagen.

Von den kahlen Berghängen nach dem Borkenkäfer kann man lernen, dass beschädigte Räume nicht verachtet werden dürfen, wenn neues Leben darin beginnt. Von der Magerwiese kann man lernen, dass Vielfalt Pflege braucht und dass zu viel Nährstoff die Stärksten bevorteilt. Von beiden Bildern zusammen kann man lernen: Resilienz entsteht nicht dort, wo alles möglichst schnell und stark wächst, sondern dort, wo Wachstum verbunden, begrenzt und vielfältig bleibt.

Die Zukunft unserer Innenstädte, unserer Institutionen und unserer Demokratie entscheidet sich nicht nur daran, ob wir Wachstum erzeugen. Sie entscheidet sich daran, ob wir bemerken, was Wachstum überwuchert.

Eine plurale Gesellschaft ist keine maximal gedüngte Ertragsfläche. Sie ist auch kein sich selbst überlassener Kahlschlag. Sie ist eine gepflegte Landschaft: offen genug, dass nach Schäden Neues wachsen kann; mager genug, dass nicht die Stärksten alles besetzen; verbunden genug, dass aus vielen Nischen ein gemeinsamer Lebensraum wird.